

Erinnerung an Marie Luise Kaschnitz

Am 20. Oktober 1973 hatte ich den letzten Brief von ihr. In der gewohnten eiligen, schmucklos genauen Handschrift auf dem gewohnten graublauen Papier, datiert aus ihrer Frankfurter Wohnung, Wiesenau 8, ging sie auf meine Sorgen ein, die ich ihr andeutend mitgeteilt hatte, und erinnerte sich dabei der eigenen, im Zusammenhang mit dem Tod ihres Mannes, den zu verwinden ihr nie gelang, und der den Ton ihres Dichtens und Schreibens seit 1961 spürbar veränderte.

„Wie gut verstehe ich“ – schrieb sie –

Ihren Kummer über den Gesundheitszustand Ihrer Frau. Dass Sie das auch alles erleben müssen, die verzweifelte Hoffnung, das nicht annehmen wollen, nicht annehmen können, das Mit-leiden aber nicht mitsterben dürfen. Glauben Sie mir, ich wäre meinem Mann damals gefolgt, wenn ich sicher gewesen wäre, dass ich mich mit ihm – auf der anderen Seite – hätte verbunden fühlen können. Aber ich war dessen nicht sicher. Und so schien mir das missliche Ueberleben als die bessere Möglichkeit, für uns beide dazusein.

Nun ist sie ihm – zwölf Monate später – doch nachgefolgt, Beispiel einer grossen Liebenden, die ihre Kräfte darin verzehrte, das Alleinsein als eine erinnerte Gemeinsamkeit zu leisten. Ihre Freunde sind um einen Gefährten ärmer, der im Menschlich-sein nie nachliess und darin seine Pflicht wahrnahm. Der Kreis ihrer Leser wird den Zuruf ihrer ganz unsentimentalen, immer auf Objektivierung bedachten, gleichwohl warm umfangenden Tapferkeit vermissen, aber die Vielzahl ihrer Werke – Gedichte, Romane, Hörspiele, Tagebuchnotizen – bleibt jenen offen, die Gehör für ihren Sprachklang haben. Freifrau von Kaschnitz-Weinberg – ihr wirklicher Name, unter dem sich vorzustellen ihre Bescheidenheit und Zurückhaltung verbot – entstammte einem elsässischen Adelsgeschlecht. Sie wurde als Tochter des Herrn von Holtzing, eines preussischen Offiziers, am 31. Januar 1901 in Karlsruhe geboren, wuchs in Potsdam auf und machte nach dem Besuch des Lyzeums eine Lehre als Buchhändlerin durch, um nach dem Examen in verschiedenen Städten – Weimar, München, Rom – dem erlernten Beruf nachzugehen.

Rom sollte ihr – und das gilt auch für spätere Aufenthalte in der Ewigen Stadt – in mancher Beziehung zum Schicksal werden. Nicht nur zeugen viele ihrer Bücher vom Kunsterlebnis Rom, sie lernte dort auch den Gefährten ihres Lebens, den Archäologen Guido Freiherr von Kaschnitz-Weinberg kennen, mit dem sie 1925 die Ehe schloss. Eine Entscheidung, die für sie unwiderrufliche Gültigkeit besass.

Mit ihm bereiste sie – an seinen Arbeitsvorhaben teilnehmend – Süditalien, Griechenland, Nordafrika und die Türkei. Alles Stadien, die an ihrem Werk abzulesen sind, und die – vor allem Hellas – ihre Lyrik mit herrlichen Eingebungen bereicherten.

Ihre erste Veröffentlichung – nach Publikationen in der Presse – war ein autobiographischer Roman *Liebe beginnt*. 1933 erschienen, ist er heute nur noch durch seinen bekenntnishaften Titel gegenwärtig. Ähnlich „verschollen“ ist auch der *Roman vom Irren, Suchen, Leiden und Lieben eines heranwachsenden Mädchens*. Es sind die tastenden Versuche jemandes, der sein Instrument stimmt, auf dem er später Grosses, Unvergessliches vollbringen wird.

Zu gleicher Zeit entstanden Nacherzählungen und Neudeutungen der griechischen Mythen, die aber erst 1943, nach vielfachen Ueberbearbeitungen als Buch herauskamen. Sie liegen heute in einer nochmals überarbeiteten Neuauflage vor.

Jene grosse Autorin, von der man unter Kennern nur noch abkürzend als „die Kaschnitz“ spricht (worin sich der Rang einer bereits populären Anerkennung zeigt), kam eigentlich erst nach 1946 zum Durchbruch. Beginnend mit zwölf Essays unter dem Titel *Menschen und Dinge* (1945) überleitend zu zwei Lyrikbänden

(1947) und den Romanen *Gustave Courbet* (1949) und *Das dicke Kind* (1952), erschienen bis heute mehr als zwanzig Bände wechselnden Inhalts, aber gleichmässig und fein durchgearbeiteten Stils. Jenes Unverwechselbare war da, das sich mit ihrem Namen zu einer Selbstverständlichkeit unserer Gegenwartsliteratur verband.

Es fehlte nicht an ehrenden Aufmerksamkeiten seitens der Öffentlichkeit. 1955 erhielt Marie Luise Kaschnitz den *Büchnerpreis*, 1957 den *Immermannpreis*, 1967 wurde sie mit dem Orden *Pour le mérite* der Friedensklasse ausgezeichnet. 1968 erhielt sie den Ehrendoktor der Universität, Frankfurt/M. 1970 den *Hebelpreis*. Mit der überaus liebenswerten, fraulichen Klugheit und dem menschlichen Ernst der Schriftstellerin machen uns am besten die in den letzten Jahren veröffentlichten tagebuchähnlichen Notizbände *Wohin denn ich?*, *Steht noch dahin* und *Tage, Tage, Jahre* bekannt. Das wäre zugleich auch die beste „Einstieg-Lektüre“ in das Gesamtwerk für solche Literaturadepten, die jetzt erst anfangen, sich ihre Kaschnitz zu entdecken. Im letztgenannten findet sich das in grossartiger Redlichkeit abgelegte Selbstgeständnis:

Der Drang zur Blossstellung wird mit der ersten Zeile eines Schriftstellers geboren, nicht etwa erst durch den Erfolg angeregt. Hört mich, einen Menschen, nicht unähnlich Euch selbst, empfindend was ihr empfindet, erleidend, was ihr erleidet, vielleicht nicht einmal massloser, nicht einmal heftiger als ihr, aber fähig auszusprechen, was ihr gerne aussprechen würdet, aber nicht auszusprechen wagt. Was euch, wie die Franzosen sagen, auf der Spitze der Zunge liegt, da aber liegen bleibt, aus Zurückhaltung, aus Takt, aus Sprechunfähigkeit oder eben aus jenem Schamgefühl, das dem Schriftsteller abzugehen scheint. Das vielleicht auch in ihm vorhanden ist, ihm Unbehagen bereitet, ihn aber nie verhindert, sein Manuskript an einen Verleger zu schicken, Korrekturen zu lesen, den Umbruch; da ist, was er durchgemacht hat, schon in Seiten abgeteilt, könnte trotzdem noch zurückgezogen werden, wird aber nicht zurückgezogen und zwar vor allem wohl deswegen, weil es eben doch kein Erbrochenes, sondern die Frucht einer Arbeit ist. Zahllose Arbeitsstunden, Bemühung um die Form, Worte abgehört, Sätze gedreht, gewendet, Morgenstunden, Nachtstunden, schon selbst ein Stück Leben, da hat sich inzwischen alles verändert, ist dem Persönlichen entwachsen, und das Wort Schamgefühl hat seinen Ort hier nicht mehr.

Werner Helwig, Die Tat, 19.10.1974